

(Nachdruck verboten.)

73]

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

XX.

Später, am selben Abend noch, trug Pete die Nachricht nach Sulby. Grannie war in der Schenkstube, und er teilte es ihr vorsichtig, zärtlich und liebevoll mit.

Laute Stimmen kamen aus der Küche. Cäsar war dort in heftigem Streit mit dem schwarzen Tom begriffen. Eine offene Bibel lag auf ihren Knien. Tom zog sie zu sich hin, deutete mit seinem plumpen Zeigefinger auf eine Stelle und rief: „Da ist der Text, und das wird Sie wohl überführen, „Gastwirt“) und Sünder.“

Cäsar lehnte sich in seinen Sitz zurück und sagte mit vernichtendem Hohn: „Es ist ein schlimmes Gewerbe, das will ich nicht bestreiten. Durch Leute wie Sie wird es zum Nergernis. Ist's aber nicht besser, wenn ein schlimmes Gewerbe in guten Händen ist als in schlechten? Da ist ein großer Sektenprediger in London, der, wie man mir sagt, sehr warm dafür eintritt, das Gasthaus mit der Kirche zu verbinden und die Geistlichen zu Gastwirten zu machen. In früherer Zeit waren sie das alle auf der Insel Man, und es ist schade, daß es damit vorbei ist. Ich habe den Herrn im Gebet befragt: „Soll ich mein Gasthaus aufgeben oder fest daran halten, um es nicht in schlechte Hände geraten zu lassen?“ Und ich bin fest in dem Glauben, daß der Herr gesprochen hat: „Es ist ein kleiner Weinberg, — eine kleine Arbeit in einem kleinen Weinberge. Halte fest daran, Cäsar.“ Und das will ich denn auch.“

Pete trat in die Küche und warf Cäsar seine Trauernachricht herausfordernd ins Gesicht, als wollte er sagen:

„Da — ist das nun genug für Sie? Sind Sie endlich zufrieden?“

„Mair hee shoh — Gott hat es so gefügt; es ist das Werk seiner Hand,“ sagte Cäsar.

„Das wäre ein ziemlich schlechtes Werk,“ sagte Pete. „Ich habe jedenfalls weit Besseres von Gottes Hand gesehen.“

Ein hoher, geistlicher Stolz bemächtigte sich Cäsars; er sah, daß der schwarze Tom ihn beobachtete und seine buschigen Augenbrauen in die Höhe zog. Da warf Cäsar den Kopf zurück und sagte, den Mund kaum öffnend mit einer Grabestimme: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“

Pete schlug ein wildes Gelächter auf.

„Sagt Ihnen Ihr Gefühl das nicht auch?“ fragte ihn Cäsar.

„Auch nicht von ferne,“ sagte Pete. „Ich habe, so viel ich weiß, dem Herrn nichts zu leide gethan, er aber hat mir mein junges Weib genommen und mein armes, schuldloses Kind der Mutter beraubt.“

„Unerforschlich ist die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes,“ sagte Cäsar.

„Unerforschlich?“ erwiderte Pete. „Das ist gewiß. Doch weiß ich nicht, ob man's Gerechtigkeit nennen kann. Ich selbst thue es nicht. Ich habe das nicht verdient. Gotteslästerung? Das überlasse ich Ihnen. Ich wäre ein Spötter? Mag sein. Der Herr hat mich geschlagen — das ist mir genug — ich will ihm nicht noch auf den Knien dafür danken. Der Allmächtige und ich — wir sind quitt.“

Mit diesem Wort auf den Lippen verließ er das Haus, finster, unerschütterlich, fast grimmig — ein wildes Lächeln zuckte über sein aschgraues Gesicht.

XXI.

Grannie kam am nächsten Morgen mit zwei Enteneiern für Petes Frühstück nach dem Almenhaus. Sie kochte sie gerade in einem Schmortiegel, als Pete herunter kam.

„Komm und is,“ sagte sie bittend und setzte ihm die Eier vor, während das Wasser noch auf den Schalen dampfte. Aber Pete konnte nicht.

„Er hat in den letzten Tagen so gut wie nichts zu sich genommen,“ sagte Nancy. Sie hatte kurz zuvor ihre Schürze abgebunden, war auf die Straße hinausgeschlüpft und mit

einem kleinen in Zeitungspapier gewickelten Paket zurückgekommen.

„Vielleicht wird er die Eier unterwegs essen,“ sagte Grannie. „Ich will sie ihm zu dem Taschentuch in den Sack stecken.“

„Um Gottes willen nicht!“ rief Nancy. „Er gerät leicht ins Schwitzen; dann wird er sich die Stirn wischen und nicht an die Eier denken. Aber hier — wo ist Ihre Westentasche, Pete? Haben Sie irgendwo Platz für 'ne Kleinigkeit? Da!... Es ist ein Viertelchen Tabak für den armen Burschen,“ flüsterte sie Grannie mit vorgehaltener Hand zu.

So wetteiferten sie mit einander in kleinen Aufmerksamkeiten für den tiefbetäubten Mann. Inzwischen spannte der Kutscher des Postwagens, der nach Douglas fuhr, auf dem Marktplatz die Pferde an und pffiff sich dabei ein Liedchen. Er war ein lustiger, alter Sünder, Namens Krähe, mit einer Kartoffelnase und kurzem Haar, das so steif aufrecht stand wie die Stahlnadeln einer elektrischen Bürste. Nicht lange darauf bog er um die Ecke und hielt am Gartenthor. Die Frauen wurden auf einmal ruhig und hielten sich die Schürzen vor den Mund, als wenn ein Leichenwagen draußen stände; Pete aber war in geschäftiger Eile und sprach mit lauter Stimme, um seine Erregung beim Abschied zu verbergen.

„Gott befohlen, Grannie; ich werde dort etwas in Ihrem Namen sagen. Leben Sie wohl, Nancy, auch Sie vergesse ich dort nicht. Leb wohl, kleiner Schak;“ er ließ sich neben der Wiege auf ein Knie nieder. „Ein Menschenherz hat nicht das Recht, sich für ganz verloren zu halten, so lange es noch so ein kleines, unschuldiges Wesen hat, für das es leben kann. Leb wohl.“

Am Thore drängten sich eine Menge Frauen, die über Krähe sprachen. „O, eine feine Person, eine feinere hat es niemals gegeben.“ — „Auch mir wird sie recht fehlen; hab' ich sie doch, sozusagen bis zu ihrem Tode, mit Eiern versorgt.“ „Guten Morgen, Anne Christiane,“ sagte sie jedesmal, wenn ich an ihre Thür kam. Ich war dort ganz wie zu Hause.“ — „Und wie schön sie ausah, als sie mit der Kleinen im Sig wieder heimkehrte. Es ist mir, als wäre es erst gestern gewesen. Und nun — o Gerechter!“ — Still, still, da ist er ja selbst. Ich könnte weinen, wenn ich den Mann sehe. Das fröhliche Herz in ihm ist gebrochen.“ — „Still!“

Sie sahen zu Boden, damit Pete ihren Blicken nicht zu begegnen brauchte, und machten ihm den Kutschenschlag auf, weil sie dachten, er werde sich hineinsetzen, wie bei einem Leichenbegängnis. Aber er wünschte ihnen allen einen guten Morgen, sprang auf den Bock hinauf und setzte sich neben den Kutscher.

Der Postwagen hielt am Thor des Ballure Hauses, um den Deemster aufzunehmen. Philipp sah elend und abgezehrt aus; er kam sterbensmatt, aber doch mit fieberhafter Entschlossenheit herbei; hinter ihm, eine Decke tragend, Lante Nan in ihrer weißen Haube mit ängstlichem Gesicht, bemüht, ihm allerlei kleine Aufmerksamkeit zu erweisen.

„Seh Dich heute hinein, Philipp,“ hat sie.

„Nein, nein,“ antwortete er und läste sie; dann schob er sie unter beruhigenden Versicherungen wieder ins Thor zurück und stieg an Petes Seite hinauf.

„Guten Morgen, Peter,“ sagte die alte Dame. Ich beklage Ihr großes Unglück aufrichtig und hoffe... Aber lassen Sie den Deemster ja nicht zu lange draußen fahren — wenn es... Er hat eine schlaflose Nacht gehabt und...“

„Fahren Sie zu, Krähe,“ rief Philipp mit entschiedenem Ton.

„Ich werde schon dafür sorgen, Miß Christiane“ rief Krähe, den Kopf zurückwendend. „Seine Gnaden studiert ein bißchen zu viel — das mach'ts. „Alles mit Maßen“, sagt das Sprichwort. Sie selbst sehen dafür um so wohler aus, Miß Christiane. Werden, meiner Frau, mit jedem Tag jünger. Ich muß wahrhaftig den ostindischen Kapitän noch herholen. Das will ich auch, haha! Vorwärts, Vorer!“ Er knallte mit der Peitsche und die Reise ging fort.

Der Tag war ruhig und schön. Der alte Barrule hatte seine gelbe Hausmütze von blühendem Ginster auf, die Vögel sangen in den Bäumen, und mit dem Wellenschlag am Ufer mischten sich die Klänge ferner Festglocken. Für Pete war es ein Tag zum Herzbrechen, er versuchte jedoch, sich tapfer zu halten.

*) Der Doppelsinn des Wortes publican, das sowohl Pöllner als Gastwirt bedeutet, ist im Deutschen nicht wiedergegeben.

Er sah zwischen Philipp und dem Kutscher. Auf Krähes anderer Seite befanden sich noch zwei Mitreisende, ein Pächter und ein Fischer. Der Pächter, dem die beiden Hunde gehörten, die auf der Straße bellend nebenher liefen, kehrte vom Johannismarke zurück, auf dem er seine Schafe verkauft hatte; der Fischer, ein einfacher Mann, kam vom Makrelenfang in Kinsale heim; ein Fäßchen mit Fischen stand zwischen seinen Beinen.

„Meine Frau hat ein Kleines bekommen, während ich fort war,“ sagte der Fischer und lachte über sein ganzes, bronzefarbenes Gesicht. „Natürlich wieder ein Knabe. Es sind jetzt drei — und lauter Bubens. Hab' auf der Post in Ramsay 'nen Brief vorgefunden. Es geht der Mutter so gut als nur möglich, und die alte Frau besorgt ihr die Wirtschaft.“

„Näh, Boyer! wir wollen im „Irländer“ eins trinken, aufs Wohl des neuen Weltbürgers!“ sagte Krähe.

„Mir nicht zuwider,“ gab der Fischer munter zurück. „Der Makrelenfang ist dieses Jahr gar nicht so übel gewesen.“ Und nun fing er in seiner schlichten Weise an zu beschreiben, wie er sich auf die Rückkehr freue; auf sein Heim mit dem neuen Säugling, der Mutter im Wochenbett, der Großmutter als Wirtschafterin und den übrigen Kindern, die auf neuem Kleider und Fäßchen aus dem Ertrage des Fischfangs warteten, und wie er dann selbst gehen wolle, um dem Krämer zu bezahlen, was während seiner Abwesenheit angekreidet worden war. Pete konnte ihm endlich vor Rührung nicht länger zuhören.

„Ich bin noch immer überzeugt, daß sie krank war, als sie fortging,“ sagte er, den beiden Männern den Rücken kehrend, zu Philipp gewendet, im Flüsterton. Er sprach so leise, daß es vor dem Rollen der Räder kaum zu hören war, und suchte Räthes Bergehen in Philipps Augen zu mildern und zu entschuldigen.

„Man soll über keinen Menschen hart urteilen, nicht wahr, Phil?“ sagte er. „Wer kann denn in die Seele eines andern hineintreiben? wie man zu sagen pflegt.“

Hierauf fragte er vielerlei, über Räthes Krankheit, über den Arzt, über die Beerdigung, über alles und jedes; nur nach dem Manne fragte er nicht. Philipp mußte Antwort geben. Ihm war wie einem gefesselten Galeerenflaven zu Mute, er sah sich gedrungen, weiter zu gehen. Jetzt fuhren sie über die Brücke am oberen Ende des Ballaglah, der zur Mühle von Cornaa hinunterfließt.

„Da ist die Schlucht,“ sagte Pete. „Ach, die guten, alten Tage, da wir durchs Wasser wateten, über die Steine sprangen und an den Baumstämmen hinaufkletterten. Damals lief sie barfuß und mit bloßem Kopf und war doch so wunderhübsch und schrecklich stolz auf ihren schmuden Anzug. Aus zusammengeflochtenen Farnwedeln machte sie sich einen Spitzentragen um den kleinen Hals; steckte sich eine Bergdistel, auf der noch der Tau blühte, als Diamant vor die Brust und wand sich einen Fuchszweig als Krone um die Stirn. Und jetzt — wie schrecklich, nur daran zu denken!“

Von der andern Seite der Kutsche her erscholl Gelächter. „Was sagen Sie dazu, Kapitän Pete?“ rief Krähe.

„Zu was?“ fragte Pete.

Der Fischer hatte den Kutscher und den Pächter im „Irländer“ traktiert und wurde dafür mit Stichelreden belohnt. „Ich sage dem Dan Johnny hier, daß den Kindern, die während der Abwesenheit des Mannes zur Welt kommen, nicht recht zu trauen ist. Am besten, man geht mit dem Kleinen zu der Wahrfagerin nach Glen Abhe hinauf, um es befehen zu lassen. Niemand zieht doch gern einen Kuckuck im Neste auf. Was ist Ihre Meinung, Kapitän?“

„Ich sage, daß Sie ein erbärmlicher alter Teufel sind, nicht wert, von Ihrem Sitz heruntergeschmissen zu werden,“ entgegnete Pete, sich wieder Philipp zuwendend.

Der Kutscher war beleidigt, der Pächter verstand es jedoch, ihn einzuschüchtern und dadurch friedlicher zu stimmen. „Es würde schwer sein, ihn unter zu kriegen,“ meinte er, „ich hab' in Lynwald gesehen, wie er mit einer Hand ein ganzes Belt rein gefegt hat.“

„Es wundert mich nur, daß sie trotz allem schließlich nicht heimgekommen ist,“ raunte Pete Philipp ins Ohr. „Sie muß wohl den Mut verloren haben. Und doch brauchte sie nichts zu fürchten, wenn sie das nur gewußt hätte. Bis dahin konnte ich noch alles im Geleise halten, und dem ersten, der ihr mit einer Silbe zu nahe getreten wäre, hätte ich das Genick gebrochen. Vielleicht war ich es aber, vor dem sie sich fürchtete. O, das arme Ding, das arme Ding! Sich vor mir zu fürchten!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gedenkblatt der Afrikaforschung.

(Stanleys Ankunft an der Kongomündung, 8. August 1877.)

Das bunte, reiche und verhältnismäßig wohlansgearbeitete Bild, das uns heute eine Uebersichtskarte Äquatorialafrikas bietet, stellt in der Hauptsache das Forschungswert der letzten 25 Jahre dar, der Zeit also, die seit Stanleys erster Afrikadurchquerung vergangen ist. Betrachtet man die Karten aus der vorangehenden Forschungsperiode, so fällt einmal die Spärlichkeit der Angaben ins Auge, dann aber auch die Unsicherheit in der Darstellung der wesentlichsten charakteristischen Züge im Antlitz des damals noch in der That „dunklen“ Weltteils. Es mangelte vor allem Klarheit über die Ursprünge des Nil und die Zugehörigkeit der großen Flüsse, denen Livingstone im Westen des Tanganika auf die Spur gekommen war.

Der Mann, der dieser Unsicherheit ein Ende machte und die kassendsten Lücken ausfüllte, war Henry R. Stanley, damals Journalist und Beauftragter des „New York Herald“ und des Londoner „Daily Telegraph“. Als er, der 1871 Livingstone gefunden, während der Besetzung von dessen Leiche in der Westminster-Abtei einen Zipfel des Sargtuchs hielt, gelobte er sich, die unvollständig gebliebenen Entdeckungen desselben zu Ende zu führen, und er kam bald in die Lage, sein Gelöbniß einzulösen; ja, auch dem Werk des Nilquellen-Entdeckers Speke den noch mangelnden sicheren Rahmen zu geben. Stanley landete im September 1874 in Sansibar und brach am 17. November ins Innere des heutigen Deutsch-Ostafrika auf. Er umfuhr als Erster — und seitdem hat es ihm kein anderer nachgemacht — den 1858 von Speke entdeckten Victoria Nyanza, bestätigte Spekes Vermutung, daß er ein einziger See sei, und besuchte die Stelle, wo der Nil ihn verläßt. Dann von Uganda nach Westen wandernd, fand Stanley im Januar 1876 einen neuen Nilsee, das jetzt als Albert Edward Nyanza bekannte Gewässer, und zog südwärts nach Udschidschi an den Tanganika. Es folgte eine Umfahrung dieses Sees, die allerdings, da Cameron kurz vorher dieselbe Reise gemacht hatte, nicht viel Neues ergab, und nun ging Stanley durch Manjema nach Westen, nach Njanguwe am Qualaba, wo er Mitte Oktober 1876 anlangte. Stanley stand dort im innersten Herzen Afrikas, an der Stelle, wo Livingstone und Cameron gescheitert waren; der erstere hatte 1871 nach Udschidschi zurückkehren müssen, der letztere war 1874 nach Südwesten abgedrängt worden; Boote waren nicht zu erlangen gewesen, kein Araber oder Neger wußte in dem Dunkel Westafrikas, in dem der Strom nördlich von Njanguwe sich verlor, seinen Führer, keine Begleitmannschaft für die Reise in das Unbekannte hatte man finden können. Stanley stieß zunächst auf dieselben Hindernisse und erwog schon den Gedanken, ob es nicht besser wäre, die ebenfalls dankbare Aufgaben bietenden südlicheren Gebiete aufzusuchen; allein Dank seiner Energie und Zähigkeit bekam er doch endlich Fahrzeuge, und sein starker Einfluß auf seine Leute bewog sie, ihm, wenn auch zagend, weiter zu folgen ins unheimliche Land der Kannibalen und Zwerge. Am 5. November 1876 verließ Stanley Njanguwe.

Livingstone hatte den Qualaba für den Oberlauf des Nil gehalten und war in dieser Ueberzeugung auch gestorben. Viele angehende Geographen, die die Behauptung Spekes, der Victoria Nyanza sei ein einziger See und die wahre Quelle des Weißen Nil, bekämpfen zu müssen glaubten, waren eine Zeitlang derselben Meinung; doch erwiesen schon die Höhenunterschiede sehr bald die Unhaltbarkeit dieser Hypothese, und es gewann besonders nach wissenschaftlicher Begründung durch den Gothaer Geographen Behm (1872) die Anschauung die Oberhand, nur der an der Westküste mündende Kongo könne die Wassermassen des Qualaba in sich aufnehmen. Allerdings wurden nebenher doch noch andre Möglichkeiten erwogen, so die Zugehörigkeit des Qualaba zu dem in seiner Bedeutung stark überschätzten Ogowe, zum Venue und zum Schari. Obwohl man somit zu wissen glaubte, was aus dem Qualaba würde, blieb der augensällige Identitätsbeweis doch immer eine entdeckungsgeographische Aufgabe ersten Ranges: das Kongoproblem hatte denn auch schließlich alle andern Fragen der innerafrikanischen Geographie in den Hintergrund gedrängt.

Danach läßt sich der Wert von Stanleys Stromfahrt auf dem Kongo leicht ermessen. Der Entdecker kam anfangs nur langsam vorwärts. Immer weiter ging der Wasserweg geradewegs nach Norden — sollte er dennoch zum Weißen Nil oder zum Schari führen. Niemand hatte eine Ausbiegung des Stromes über den Äquator hinaus vermutet. Endlich, nachdem man die unter dem Äquator liegenden Stanleyfälle passiert hatte, änderte der Fluß seine Richtung und wandte sich nordwestlich, dann rein westlich und zuletzt südwestlich. Die Fahrt selbst auf dem von Inseln übersäten, bis 50 Kilometer breiten Niesenstrom hatte seit den Stanleyfällen Hindernisse nicht mehr geboten, wohl aber griffen Stanley die Eingebornen mehrfach an, denen er wahre Schlächten lieferte. Es blieb ihm keine andre Wahl, er mußte sich den Durchzug erzwingen. Außerordentlich packend und dramatisch sind Stanleys Schilderungen von dieser Stromfahrt, und es giebt wenige Bücher in unserer Reiseliteratur, die sich darin mit dem Stanleyischen „Durch den dunklen Weltteil“ messen können. Schwere Verluste an Menschen und Zeit brachte noch der letzte Reise-Abschnitt, die fast vier Monate beanspruchende Fahrt über die zahllosen Fälle und Schnellen des Unterlaufes, und dann schlug endlich am 8. August 1877 die

Stunde der Erlösung für die todesmutige, aber auch todesmatt gewordene Schar und ihren in Sorgen und Entbehrungen ergrauten Befehlshaber: am Tage des Einzuges in Voma an der Kongo-Mündung.

Viele Leute haben es Stanley nicht verzeihen können, daß er „nur“ ein Journalist war und als solcher an Aufgaben sich heranzuwagte, die sonst wissenschaftlich vorgebildeten Reisenden vorbehalten sind. In England war man beinahe ungehalten darüber gewesen, daß er Livingsstone aufzufinden sich erlaubt hatte, und anfangs sogar geneigt, den kühnen Walliser für einen Schwindler zu halten. Von dieser Anschauung mußte man sich freilich befehren, um so schärfer ging man dann mit Stanley's Karten und Beobachtungen ins Gericht. Es ist wahr: Stanley's Ergebnisse bieten zu Ausstellungen mehr als genügende Veranlassung, wie es bei einem Manne, der nur zufällig — sozusagen auf Befehl seines Verlegers — in den Beruf eines Afrikapioniers hineingeraten war, nicht wundernehmen kann. Hierzu trat der das Urteil beeinflussende Umstand, daß seit dem Emin Paschozuge Stanley's Charakterbild, von der Parteien Gah und Gunt vertiert, eine Zeitlang recht erheblich schwankte, und eine vielleicht nicht ganz unberechtigte Voreingenommenheit aufkam. Allein man darf nicht vergessen, daß die Aufgaben der Afrikaforschung vor einem Vierteljahrhundert ganz andre waren, als heute. Damals galt es vor allem, das Gerüst der afrikanischen Geographie aufzubauen, und das hat Stanley vortrefflich verstanden. Wenn außerdem seine Reiseleistung eine glänzende war, wenn mit seiner Thalsahrt auf dem Kongo nur die Fahrt Orellanas auf dem Amazonas von 1540 vergleichbar ist, so mag man diesen Ruhm einem Manne gönnen, der zeitweise zweifellos sehr hart und ungerecht beurteilt worden ist. Uebrigens hat die Folgezeit gelehrt, daß die Karten und Beobachtungen Stanley's, obwohl von erheblichen Irrthümern nicht frei, lange nicht so schlecht sind, als man viele Jahre hindurch annahm. Der Kongostrom selber z. B. verläuft noch heute auf seinen Darstellungen so, wie ihn Stanley unter unsäglichen Schwierigkeiten festgelegt hat, und wissenschaftliche Reisende von Ruf, wie Stuhlmann und Baumann, haben gefunden, daß auch die Aufnahmen Stanley's im Osten seines Reisegebietes relativ zuverlässig sind.

Als die ersten näheren Nachrichten über Stanley's beispiellosen Erfolg nach Europa gedrungen waren, schrieb August Petermann dem Entdecker folgendes Zeugnis: „... Stanley hat mehr gethan, als die ganze wissenschaftliche Erforschung Innerafrikas, die sich nun etwa über 30 Jahre erstreckt, er hat mehr gethan als alle Reisen von Europäern, die etwa 80 Jahre zurückdatieren, alle Reisen der Araber, die seit 1000 Jahren und mehr überall im Innern Afrikas vordrangen; er hat mehr gethan, als das graue und klassische Altertum, und schließlich hat Stanley mehr in Erfahrung gebracht als die Millionen von Eingeborenen von ihrem eignen Lande wissen. Es giebt kein ähnliches Beispiel der ganzen Entdeckungsgeschichte der Erde.“

Der große deutsche Kartograph hat den großen Pionier im ganzen richtig eingeschätzt. Entleidet man dieses Urteil einiger verzeihlicher Ueberschwänglichkeiten, so darf man es heute noch unterschreiben. —

H. Singer.

Kleines Feuilleton.

— Von dem in den Regierungsbureaus in Washington hervorstechenden Kopf bringt die „Frankfurter Zeitung“ einige Proben. Zwei mögen hier Platz finden:

Vor einiger Zeit erschien der Chef des Wetteramtes bei seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem Ackerbau-Sekretär, und überreichte ihm ein dickes Altesstück, in welchem dargelegt war, daß der Bundes-Wetterbeobachter in Valer City, Oregon, seit vier Tagen nichts von sich habe hören lassen:

„Und so beantrage ich denn, Herr Sekretär“, ließ sich der wissenschaftliche Wettermann vernehmen, „daß ein Mitglied der Beobachtungsstation in San Franzisko angewiesen werde, sich sofort nach Valer City zu begeben, um zu ermitteln, warum der dortige Beobachter nicht die Berichte, wie vorgeschrieben, gesandt hat. Zur Verrichtung der Unkosten dieser Reise beantrage ich ferner, die Summe von 150 Doll. anzuweisen.“

Der Ackerbau-Sekretär, der erst einige Jahre lang dem praktischen Leben entrückt ist, brummte nur ein einziges, aber sehr vielsagendes Wort vor sich hin — „Hell!“ Dann langte er ein Telegramm-Formular hervor und telegraphierte dem Wettermann in Valer City folgendes:

„Sofort Antwort, warum Sie seit vier Tagen nicht berichten.“

Und nach wenigen Stunden kam die Antwort:

„Ein Schneesturm hatte die telegraphische Verbindung unterbrochen. Diese ist erst heute morgen wieder hergestellt worden.“

Der Wetterchef war aber vollständig degoutiert von dem gegen alles Herkommen verstößenden Vorgehen seines Vorgesetzten, der es vorzog, für 75 Cent's Informationen an demselben Tag zu erlangen, die für 150 Dollar erst in vierzehn Tagen hätte erzielt werden sollen.

Die Bundes-Fischkommission liefert auch manche Stoffe, über die der gewöhnliche Erdenbürger den Kopf schüttelt. Einstens fand sie, daß sie eines Quantums Alse-Rogen bedurfte. (Alse sind eine Heringsart. D. Red.) Sie rüstete nun eine formidable Expedition aus; eine große Anzahl bebrillter Pro-

fessoren, noch mehr unbebrillte Negers, Jugliere, Wagens, Netze usw., wurden zusammengebracht und so ging's zum Potomac auf die Jagd nach weiblichen Alse. Die Tagesausbeute betrug auch richtig 80 Fische, von welchen 30 dem zarteren Geschlechte angehörten. Die Kosten waren 300 Dollar. Allerdings hätte sich irgend ein Fischersmann ein Vergnügen und eine Ehre daraus gemacht, 300 dieser Fische für zehn Dollar zu liefern, aber sich auf diese Weise mit den gewünschten Fischen zu versorgen, wäre ein grober Verstoß gegen die Lehren des heiligen Bureaunkratismus gewesen. —

k. **Gefälschte Mumien.** Die Herstellung künstlicher Mumien ist seit kurzen eine recht einträgliche Industrie geworden. Von 21 Mumien, die von Aegypten nach einem amerikanischen Institut geschickt wurden, waren, wie ein bekannter Archäologe entdeckte, 19 gefälscht. Skelette von modernen Kirchhöfen werden in eine Art Gewebe gewickelt, das dem Mumiengewebe der alten Aegypter ähnelt. Die Einbällung geschieht mit Leim, und die fertige Mumie kommt dann in einen nachgemachten Mumienfarg aus Papiermaché. Solche Mumienfarge werden zu Hunderten von Paris aus in die Welt geschickt und nach den ägyptischen Originalen mit Inschriften und Figuren bemalt. Schließlich werden die nachgemachten Mumien in den falschen Särgen nach Aegypten eingeschifft und dort verkauft. Eine gut erhaltene Mumie ist 300 M. bis 2000 M. wert. Schon im alten Aegypten wurden Schwindeleien in Mumien begangen. Die ganze Thätigkeit lag in den Händen der Priester, und sie mußten auch die Leichen heiliger Tiere wie Katzen, Krokodile und Ibis so präservieren. Häufig nahmen sie jedoch ein Bündel Lumpen und gaben es als Mumie eines Ibis aus, und sicherlich wurden sie ebenso dafür bezahlt. Tiermumien aus Aegypten werden heutzutage deshalb mit X-Strahlen durchleuchtet, bevor man sie öffnet. In Amerika sind nachgemachte Mumien auch nicht ungewöhnlich. Vor kurzem tauchte in Atlanta eine angeblich in Kalifornien gefundene Mumie eines 9 Fuß großen Riesen auf. Mehrere Archäologen hatten sich täuschen lassen; dann aber untersuchte Mr. J. A. Lucas von der „Smithsonian Institution“ den Riesen und fand, daß die Mumie hauptsächlich aus Zuteleinwand und Eisenröhren bestand. Eine andre, gleichzeitig mit dem Riesen aufgestellte Mumie stellte ein Kind dar, in dessen Kopf eine Steinart steckte. Bei der Untersuchung zeigte sich, daß die Mumie aus ungeleimtem Papier bestand. Dieses sah durch Behandlung mit dünnem Leimwasser wie menschliche Haut aus. Die Oberlippe war herausgezogen, um die Schneidezähne zu zeigen, die ursprünglich einer Kuh gehört hatten, und das Haar war aus Jute. Sogar eine Seite war ausgehöhlt, um zwei Rippen zu zeigen. —

— **Der Morgenhusten.** Viele Leute, besonders in den Großstädten, klagen darüber, daß sie regelmäßig jeden Morgen durch einen mehr oder weniger heftigen Husten gequält werden, der nicht früher nachläßt, als bis sie mehrere Male einen grau-weißlichen oder selbst schwärzlichen Schleim ausgeworfen haben. Sich wegen dieser Erkrankung zu bemühen, ist, wie wir in den „Blättern für Volksgesundheitspflege“ lesen, durchaus unbegründet, so lange sich der Hustenreiz nur auf den Morgen und die charakterisierte Schleimabsonderung beschränkt. Nicht ein krankhafter Prozeß liegt hier vor, sondern im Gegenteil eine Selbstreinigung des Körpers, die eher gefördert als unterdrückt werden sollte, da auf diese Weise zum Teil die Staub- und Kohlentheilchen wieder aus der Lunge entfernt werden, die am Tage vorher durch die Atemluft in sie gelangten. Bis in ihre feineren Verzweigungen in der Lunge ist die Schleimhaut der Luftröhre mit Zellen ausgekleidet, auf deren dem Raum der Luftröhre zugekehrten Basis zarte Härchen sitzen, die nur bei vielhundertfacher Vergrößerung sichtbar werden und sich in fortwährender Bewegung befinden. Die Bewegungsrichtung geht von der Lunge nach dem Munde zu, und wenn nur in der Atemluft Unreinlichkeiten körperlicher Art vorhanden sind und auf die Schleimhaut der Luftröhre oder ihrer Verzweigungen niederfallen, so werden durch die Klimmerbewegung der oberflächlichen Härchen diese Stäubchen nach dem Kehlkopf allmählich hinaufgeschafft. Unterhalb desselben oder an den Stimmbändern sammeln sie sich zu größeren Häufchen, bis sie schließlich aus mikroskopischen Anfängen eine Größe erreicht haben, die als Reiz wirkt und uns zum Niesen oder Husten zwingt, wodurch dann diese Ansammlungen wieder aus dem Körper hinausbefördert werden. Diese Erklärung läßt es auch verstehen, warum besonders in Fabriksgegenden und in den Großstädten, wo viele Feuerungen unterhalten werden, solche Beobachtungen gemacht werden, und Leute, welche an einem derartigen Wohnorte stets in der Frühe ihre Luftröhre rein husten müssen, verlieren in wenigen Tagen ihren morgendlichen Hustenreiz, wenn sie in ländliche Gegend, wo nicht Staub und Ruß die Luft verunreinigen, ziehen. In der schönen reinen Wald- und Landluft werden keine Schmutzteilchen in die Lunge gebracht, dieselbe hat also auch nicht das Bestreben, sich dieser unerfreulichen Weigaben zu entledigen, und kein fernerer Kehlkopfreiz macht sich quälend bemerkbar. Daß ganz die gleichen Folgen starkes Rauchen von Tabak oder Cigarren haben kann, ist natürlich, und das Husteln und Niesen wird auch hier nur durch das Bestreben des Kehlkopfes veranlaßt, die mit dem Rauche ausgenommenen Staub- und Kohlenpartikelchen wieder auszulösen. Darum ist es direkt eine Sünde am eignen Körper, wenn man bei Spaziergängen im Walde oder Gebirge nicht auf die Cigarre verzichten will, sondern das Qualmen als eine Erhöhung des Genusses empfindet. Tiefe Atmungen in reiner, sauerstoffreicher Luft haben unter andern Vor-

zigen für den Körper auch den, daß sie die Lunge befreien helfen von solchen Schlacken, welche, wenn sich viel schmieriger Strauß- und Staubschlamm darunter befindet, selbst lebensgefährliche Eigenschaften erhalten können. —

Musik.

Es war in der zweiten Hälfte der 1850er Jahre, da brachte Jacques Offenbach zu Paris in seinen „Bouffes-Parisiens“ jene zahlreichen kleinen Singstücke vor, die musikalisch wertvoller sind als jene berühmten Traviata-Operetten, und die derzeit schon wegen ihrer Bequemlichkeit fleißig ausgegraben werden. Wien besaß sich mit der Nachfolge. Noch jetzt erzählt eine ältere Generation gern von diesen, dem damaligen Wien so passenden Nöschlichkeiten. Unter andern erregte besonderes Aufsehen „Die verwandelte Kage“. Thema: ein innerlich und äußerlich unglücklicher junger Mann liebt kein Weib, sondern seine Kage. Allein seine Cousine wird sein Rettungs- und Operettengel. Sie läßt ihm durch einen „indischen Jongleur“ beibringen, daß seine Kage auf Grund der Seelenwanderung einst eine Mädchen gewesen, und läßt ihn die Zurückverwandlung machen. Nun hat sie sich an die Stelle seines Thierchens gesetzt, spielt fürchtbar Kage und bringt schließlich alles zum natürlichen Ende. Wie mir erzählt wird, glänzte damals in Wien in dieser Rolle dasselbe Fräulein Anna Kray, das jetzt als Frau Kray die, bereits über das 30er Jubiläum hinaus verehrte, Seniorin des Burgtheaters ist. Sie soll damals im weißen pelzverbrämten Sammetkleid, mit einem niedlichen Kagenmüßgen, wochenlang das Carl-Theater gefüllt haben, und die Wiener fragten einander: „Haben Sie schon die Kray als verwandelte Kage gesehen?“

Mit dieser Historie ging ich vorgestern (Mittwoch) in den Offenbach-Chyklus meines „Liederspielhauses“ draußen hinten rechts in der Ecke bei R o l l. Man hatte die „Verwandelte Kage“ wiedererweckt. Das heißt nicht etwa, daß man Frau Kray aus Wien habe kommen lassen, obwohl das vielleicht erst recht vorteilhaft gewesen wäre. Sondern man ließ Fräul. Irma Untsch Kage sein. War es nun ein anspruchsvolles Nachkonstruieren jener Wiener Historie in meinem unmaßgeblichen Kopfe oder eine stimmliche Indisposition der Sängerin (die manchmal doch mindestens um einen Viertelton hätte weniger falsch singen können): kurz es gab eine kleine Enttäuschung. Aber warum sah Fräul. Untsch nicht tagenhafter aus, wenn sie sich just als Kagenwesen in das Herz des Betters einschleichen soll? Allerdings hatte sie von den Textdichtern (Scribe und Mélesville) nicht eben ein Muster der Kunst vor sich, ein ganzes Stück auf dieses eine fruchtbar Thema der Kagenverwandlung zuzuspitzen. Der größte Teil des Werlchens könnte gerade so gut in hundert andern Operetten stehen. Das ist eben immer noch der Jammer dieser Kunstgattung: Das Zusammengesetzte — kein notwendiges Herauswachsen aus einem Grunde! — So bekam denn auch Offenbach in diesem Stück nicht so originell zu thun, wie es bei ihm hätte sein können. Kaum daß ein rabiaten Terzett, an sich eine treffliche Leistung, die eine gewaltige Singuada verlangt, ein wenig tagentoller ist als sonst diese löstlichen Duette, Terzette, Quartette, Quintette der Offenbachlein.

Harmlos alles von A bis Z! So amüsiert man sich draußen hinten rechts in der Ecke bei R o l l. Man lauscht diesen verblüffend harmlosen Melodien mit ihren Begleitungen in Terzen oder Sexten oder dergleichen und mit ihnen Singspielbässen. In den langen Zwischenpausen ist Zeit, nachzudenken, wie lange noch die Unwahrscheinlichkeit dauern wird, daß wir wegen der paar abwesenden Sommerfrischler monatelang so musikalisch sein sollen, wie wir im Winter übervoll werden. Man greift dann zu weniger harmlosen Dingen, zieht etwa das neue „Wahrheit-Heft“ der Zeitschrift „Die Musik“ hervor, betrachtet mit Staunen, wie weit es heute die Verlegertechnik gebracht, und liest darin mit Interesse, wie schon vor einem Menschenalter Heinrich Esfer den Richard Wagner so gewürdigt hat, wie ihn vielleicht erst wieder eine unparteiischere Zukunft würdigen wird. Oder man denkt an die Toten der letzten Wochen, an Heinrich Hofmann, den konservativen Opern- und Chor-komponisten, und an August Ludwig, den freikonservativen Oratorienkomponisten, dessen Jerusalemharfen uns wohl noch in Erinnerung sind.

Doch der Offenbach-Chyklus geht weiter. „Die Savoyarden“ und „Der Regimentszauberer“ sind vielleicht musikalisch origineller als die Kage, wenn sie auch im Text nicht so viel bieten; das erstgenannte Liederspiel so ländlich, wie das zweitgenannte städtisch. In beiden fiel Brunhilde Koch als eine vielleicht zu einer guten Opernsoubrette prädestinierte Sängerin mit lieblich gediegener Stimme und Spielart auf. Adalbert Lieban ist ein vielseitiger Tenor, singt brauchbar und wird wohl auch noch einmal brauchbar spielen. Unter den übrigen bleibt nicht viel Auslese. Die „verwandelte Kage“ verlangt doch wohl ein etwas weniger harmloses Spiel, als sie da bekam. Zumal die Darstellerin der Altenrolle brachte nicht gar so schrecklich zimperlich. — sz.

Aus dem Tierleben.

cc. Eine hungernde Schlange. Daß große Schlangen in der Gefangenschaft zuweilen jede Nahrung verschmähen, und nach vielmonatlichem, ja vieljährigem Hungern an Entkräftung zu Grunde gehen, ist eine öfters gemachte Erfahrung. In allen bisher beobachteten Fällen trat der Tod ein, wenn das Körpergewicht um

40 bis 50 Prozent abgenommen hatte, etwas später, wenn die Tiere wenigstens Wasser zu sich genommen hatten, etwas früher, wenn dieses ausgeschlossen war. Jetzt wird aus Paris von einer japanischen Schlange berichtet, bei welcher die Abnahme des Körpergewichts noch viel beträchtlicher war. Bei ihrer Einlieferung am 17. November 1899 war sie ein außerordentlich lebhaftes, in allen Farben schillerndes, von Gesundheit strotzendes Tier, sie maß 6½ Meter und wog 150 Pfund. Sie verschmähte jedoch von Anfang der Gefangenschaft an jede Nahrung, nur badete sie zuweilen in ihrem Wasser. Die glänzenden Farben und ihre Lebhaftigkeit schwanden natürlich, und seit Beginn des Jahres 1902 lag sie als ein graues Häuflein Elend vollständig apathisch zusammengerollt in einer Ecke ihres Käfigs. Der Tod kündete sich durch Brandigwerden der Haut an, die sich in Fetzen vom Leibe löst. Das sterbende Tier verbreitete einen ekelhaften Geruch. Es verendete am 20. April 1902, hatte also zwei Jahre fünf Monate und drei Tage gefastet. Merkwürdig ist dieser Fall nicht durch die lange Dauer des Fastens — andre Schlangen haben schon drei bis vier Jahre gefastet — sondern durch die außerordentliche Gewichtsabnahme des Tieres; das Gewicht war nämlich bis auf 27 Kilo heruntergegangen, hatte sich also um volle zwei Drittel oder genauer um 64 Proz. vermindert, was bisher noch nie konstatiert worden war. —

Notizen.

— Hermann John vom Deutschen Theater in Prag ist für das Lessing-Theater engagiert worden. —

— Einen Courteline-Chyklus wird das „Bunte Theater“ in diesem Winter bringen. Zur Aufführung gelangen die Einakter „Monsieur Budin“, „Der unerbittliche Wachmann“, „Ein ruhiges Heim“, „Er und Sie“ und „Die Waage“. In sämtlichen Stücken wird Marzell Salzer die männliche Hauptrolle spielen. —

— In der Münchener Wochenschrift „Die Werkstatt der Kunst“ wird dem Professor Hugo Vogel (Berlin) der Vorwurf gemacht, für das Wandgemälde im Merseburger Landständehaus „Die siegreiche Germania“ die Statue der „Jeanne d'Arc“ von Paul Dubois in unzulässiger Weise benutzt zu haben. —

— Die Ausführung des Peter Henlein-Denkmal in Nürnberg ist dem Bildhauer Meißner in Berlin übertragen worden. Henlein, der Erfinder der Taschenuhr, wird im Arbeitsanzug dargestellt werden. Die Höhe des ganzen Denkmals wird 5½ Meter betragen; die Gesamtkosten sind auf 15 000 M. veranschlagt. —

cc. Das Atomgewicht des Radium. Radium ist das Element, welches nach der Entdeckung des Physiker-Chepaeres Curie der eigentliche Träger der strahlenden Eigenschaften von Uranfalsen und Bariumsulfat ist, das Element, von welchem die unsichtbaren, den Röntgenstrahlen so nah verwandten Becquerelstrahlen ausgehen. Jetzt teilt Frau Curie der Pariser Akademie mit, daß es ihr sogar gelungen sei, das Atomgewicht und die Wertigkeit dieses Elementes zu bestimmen. Nach ihren Angaben ist das Radium zweiwertig und hat das Atomgewicht 225; es gehört zu den alkalischen Erden, in deren Reihe es das höhere Homolog des Bariums bildet. Im periodischen System würde es unter den alkalischen Erden hinter dem Barium auf der Reihe, die bereits Thorium und Uranium enthält, Platz finden. —

— Die Platingewinnung im Ural ist weitaus die bedeutendste der Erde. Sie beträgt gegenwärtig durchschnittlich etwa 6000 Kilogramm pro Jahr, während Kolumbien nur 125, Kanada 65, Vorneo 50 und die Vereinigten Staaten 20 Kilogramm liefern. —

— Die größte Druckerpresse der Welt hat der „New York Herald“ im Betrieb. Sie ist sechsstöckig und vereinigt in sich nicht weniger als zwölf der früheren „Web Perfecting Presses“ nebst Falschmaschinen, und es bedarf 96 Stereotypplatten, um die Maschine anzufüllen. Ihre Leistungsfähigkeit per Stunde ist 300 000 bei vier Seiten, 150 000 bei acht Seiten und 75 000 bei sechzehn Seiten; alle fix und fertig gefalzt und in Pakete von 50 abgezählt. —

— Wie ein Wiener Blatt berichtet, hat eine bekannte Wiener Schauspielerin jüngst erzählt, daß es Jahre gab, wo ihre Ausgaben für Theatertoiletten zwischen 20- und 26 000 Gulden betragen. Sie bewies die Richtigkeit dieser Angaben durch die bezahlten Rechnungen des letzten Jahres. Da aber die Künstlerin „bloß“ 24 000 Gulden Gage bezieht, so legte sie thatsächlich 2000 Gulden für den Toilettenluxus zu ihrer Gage zu. —

— Einen merkwürdigen Lesestoff bietet seinen Lesern das „Soester Kreisblatt“: Durch Beschluß des Kreisausschusses müssen alle Hunde, die sich im Kreise befinden, in der Zeitung angeführt werden. So ist denn eine ganze Seite des Blattes mit der Liste der Neros, Amis gefüllt, und zum Schluß findet sich das entsehlige Bekenntnis: Fortsetzung folgt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 10. August.